

Max Barth: Erste Nacht in Prag

Es handelt sich darum, eine Geschichte zu schreiben, eine Prager Geschichte, in der natürlich auch der Stadtschön vorkommen muß.

Der Zug läuft gegen neun Uhr abends ein. Es ist eine milde, aber nasse Herbstnacht; die Taxistaxi vor dem Bahnhofsportall glänzen unter dem strömenden Regen. Der Mann hat eine Adresse auswendig gelernt, und sein Geld ist ihm unterwegs eingewechselt worden; es sind rund sechzig Kronen. Er nimmt sich ein Taxi, gibt die Adresse an und fährt durch eine lange, gerade Straße zu einem erst halb bebauten Platz. Dort zahlt er seine Fahrt; sie macht sechs Kronen; er gibt ein Trinkgeld und betwacht ein Stück der ihm noch fremden Welt mit einem anderen: er gibt ein Fünfkronenstück für eine Krone. Der Schöfför steckt alles ein und fährt ab. Der Mann springt rasch über die Straße zum Haus, das eine Nummer über Zwanzigtausend hat — komisch, dieses hohe Nummern; aber er weiß schon, es sind die, unter denen das Haus im Grundbuch eingetragen ist. Er klingelt die Hausmeisterin heraus und steigt eine Treppe hoch. Sein Freund macht ihm selbst auf; die Birnin ist ausgegangen. „Da bist du! Hast es also geschafft!“ — „Natürlich, wenn ich sage, ich komme, so komme ich. Das wäre gelacht!“ Er schaut den Kameraden, der ihm vorausgegangen ist und jetzt unter der offenen Tür seines Zimmers steht, prüfend an: man sieht ihm nichts mehr an vom Konzentrationslager; er hat es gottlob hinter sich und überstanden. Er halte sich auf dem Herweg oft an das Bild erinnert, das der Freund ihm, bald nach seiner Entlassung aus dem Lager und der Flucht ins Ausland, hatte zukommen lassen. Es war kein schönes Bild: ein eingefallenes, hageres Gesicht, die Augen in großen, schwarzen Höhlen, ein gehebrer Blick, der einem weh tat.

Nun, er ist darüber hinweggekommen; man sieht es. Man kommt über alles hinweg — wenn man lange genug lebt. Eine Zeitfrage, nichts weiter.

Das Zimmer tut wohl; es atmet Ruhe, Geborgenheit, Sicherheit. Die letzte Zeit war für den Ankömmling nicht die ruhigste; er ist auf Umwegen hierhergekommen und hat keine Zeit gehabt, irgendwo auszuruhen. Er hat Grenzen heimlich überschreiten müssen; einmal sah er zwei Stunden im Regen auf einem Fuß mit einem Kameraden aus dem Grenzgebiet und angelte, bis sie es wagten, sich mit dem Kahn allmählich ans andere Ufer zu stellen. Dann ist er auf eigene Faust an einer anderen Stelle durch einen Wald spaziert, sorgfältig reflektierend und die Grenzposten umschleichend. Aber nun ist er da und bereit, Fuß zu fassen.

Er bleibt drei Stunden. Um elf kommt der zweite Bewohner des Hauses nach Hause, ein Kamerad, der mit dem anderen im Sez war. Der Neuling erfährt, daß man in Prag oft, sehr oft ein Zimmer zu Zweien nimmt, und das aufsehbare Verhalten bekommt einen kalten Schauer. Um Mitternacht nimmt er an, die anderen wollten sich wohl schlafen legen. Sie wollen es, und er fragt, wo man billig unter-

kommen könne. Sie nennen ihm ein Hotel, beschreiben ihm den Weg. Man kann dort schon für dreißig Kronen ein Zimmer haben. Es ist gut: er hat noch fünfzig und will nicht nur schlafen, sondern morgen auch essen. Verschiedene Maßstäbe, denkt er: dreißig Kronen, das ist bei ihnen billig. Er geht.

Der Regen ist etwas schwächer geworden. Der Mann ist für den Lebenskampf mit einem Regenschirm ausgestattet, einem Füllfederhalter und einer Karte von Prag, mit der er nichts anzufangen weiß, weil er sie im Regen nicht auseinanderfallen kann und auch, weil ihn die unverständlichen Straßennamen ja doch durcheinanderbringen würden.

Den Regenschirm hat ihm in jenem Dorf, in dem sie angeln gingen, die alte Mutter des Genossen geschenkt, der ihm über die Grenze half; er wollte ihn nicht nehmen, denn Regenschirme kamen ihm lächerlich vor. Jetzt ist er froh, ihn zu haben. Die Karte hat er in einem anderen Ort bekommen; sie ist unecht gut: es steht der Stempel eines Prager Hotels darauf. Er hat ihn aber mit dicken Zinkstiftstrichen zugebedet.

Im Zug war er sich wie ein Laucher im Meer vorgekommen, durch seine Unkenntnis der Sprache wie durch eine dicke, schwere Mütze von der Welt um sich getrennt. Alle draußen waren lebendig und verstanden einander, aber er war eingesargt, taubstum, wie einer von jenseits, ein hilfloser Schatten. Es war eine absolute Einsamkeit, ein völliges Abgeschnitten. Leichtsinnig, ganz, ganz verchieden von der relativen Nähe, in der man sich in anderen, romanischen, germanischen Sprachgebieten doch immer zu den Menschen befand, wenn man auch die Sprache noch nicht kannte. Man erriet, ahnte, begriff — hier war man ganz allein und ohne Zugang.

Gepäck hat der Mann keines. Gepäck haben Leute mit Paß und Visum. Bei Auslandsreisen wie der seinen, heißt es mit leeren Händen gehen oder gar nicht.

Er geht die lange Straße, die ihn das Auto hergebracht hat, zurück zur Stadt. Er hat keinen Hut, aber das macht nichts; es ist warm. Auf seinen Schirm trommelt fröhlich und unermüdlich der Regen. Er beschließt, sich nicht nach dem „billigen“ Hotelzimmer umzusehen und sein Geld in der Tasche zu behalten. Daß es nicht viel wert ist, hat er schon begriffen. Er überlegt: man muß leben, und nimmt sich vor, eine Nacht lang spazieren zu gehen und sich dabei den Stoff zu einem kleinen Manuskript zusammenzuberechnen. Man muß leben, und um zu leben, muß man schreiben. Man muß also eine Geschichte schreiben, und in ihr muß der Stadtschön vorkommen; das gehört sich so, denkt er.

Die Gassen und Koilügel der Autos glühern im Licht der Straßenlampen; unter dem rinnenden Regen ist ihre Oberfläche wie belebt. Er kommt in eine hellere Straße; es ist ein richtiger Platz, breit, etwas abfallend; ein Denkmal steht da. Es ist schon nach Zwölf, er ist schon den zweiten Tag in Prag. Er geht den Platz

hinab, bleibt manchmal vor einem Schaufenster stehen, zwingt sich, gemächlich zu gehen, um die Zeit totzuschlagen. Er muß bis zum Tagesanbruch herumtrotten.

Er biegt bald rechts, bald links in Straßen ein; manchmal gerät er auf einen anderen Platz, manchmal erweist sich die Straße als enge Gasse mit Winkeln, dunklen Torbögen und Ecken, hinter denen der Schatten schwarz und fast greifbar steht. Er bestieht sich Kinoplastate; sie sind alle da: Charlie, Lilian Harven, Marlene und Jan Kiepura und wer weiß wer noch.

Er wandert und wandert; Gewinzel, halbdunfle Schluchten, schmal und hoch wie Canons, breite Fassaden alter patrizischer Häuser, Kirchtürme und spitze Dächer. Die Erinnerung, daß er schon lange, lange von dieser Traumwelt getrennt ist, steigt auf. Ja, das ist die Stadt des Golem. Er schließt die Augen und sieht die Zeichnung: Steiner zu Meyrinks Buch. Ein kleines Band zu dieser Stadt, eine kleine Brücke zum neuen Milieu.

Straßen, Straßen, Gassen, Türme und Kirchen. Ein Platz, plötzlich, mit schönen alten Bauten; man spürt: das muß das Herz des alten Prag gewesen sein, Marktplatz und Rathaus.

Immer noch rinnt der Regen; sein Mantel wird von unten herauf feucht; unterhalb der Krone schlägt er ihm gegen die Beine, um Schienbein und Wade wird es unbegreiflich kalt und naß. Die Melodie der summanden Tropfen ist nicht unangenehm; sie durchrieselt ihn beinahe wohligh; wäre nicht das Gefühl der nassen Kälte um die Beine, so könnte man sich unter dem Regenschirm wie im behaglichen Daheim fühlen.

Wie sonderbar es ist, plötzlich allein gelassen zu sein in einer Stadt, die einem so fremd ist! Es gibt keine Beziehung zwischen dem, was man liest, den Aufschritten der Häuser, den Betungen hinter den Schaufenstern und sich selbst. Man ist verstoben. Man ist wie ein Kind unter Großen, die ihre eigenen Dinge und in ihrer Sprache hereden; nein, schlimmer, das Kind versteht die Worte, wenn auch nicht immer den Sinn, es weiß immerhin, daß es dazugehört, wenn es auch nicht mitreden darf.

Er versucht zu verstehen, überlegt, was die Akzentzeichen auf den Buchstaben bedeuten mögen. Es gibt dreierlei „e“; welches davon wird jotiert — denn sicher gibt es im Tschechischen die Jotierung? Also, welches wird „je“ gesprochen: das ohne Akzent, das mit „accent aigu“ oder das mit dem aufgesetzten spitzen Keil? Er tippt auf das leichtere, einfach seines Aussehens wegen. Monitros und bedrohlich wirken die langen Wörter mit den vielen Konsonanten, denen man selbst da, wo sie (unter mysteriöser Verkleidung) vorhanden sind, die Beziehungen zu romanischen nicht ansieht. Immerhin: nicht alles ist so unheimlich. Daß „Káva“ „Kaffee“ heißt, erkennt ihm sicher, und „Mléko“ kommt ihm auf den ersten Blick schon als „Milch“ vor.

Eine Brücke taucht auf, an der steht „Poli Starý“, und wenn das „Starýbrücke“ heißt, ist

Ja „mojt“ „Brüde sein“. Es ist eine schmale, phantastische Brüde: auf dem Geländer stehen, zu beiden Seiten, Heiligenfiguren. Der Verdacht, daß sich unter ihnen auch der heilige Nepomuk, einer der international berühmten Prager, befindet, erscheint ihm berechtigt. Er findet ihn und machte den naheliegenden Reim: „Zu Prag auf seiner Kolbaubruok, da steht der heilige Nepomuk; weil man ihn dort ins Wasser warf, er jetzt da oben stehen darf.“ Aber die anderen sind nicht dort ins Wasser geworfen worden und dürften doch drobenstehen. So ungerecht ist die Welt.

Die Brüde will kein Ende nehmen (daß es so viele Heilige überhaupt gibt auf dieser kleinen Erde!), tut es aber schließlich, barmütlich sehr gegen ihren Willen, doch. Er geht von neuem durch krumme, schräg ineinanderlaufende Gassen. Sie sind leer. Ab und zu taucht ein Schutzmann auf, offenbar mit der dienstlichen Aufgabe, das Straßenbild zu beleben. Nach dem fünften Mal nimmt der Gast immer Reichhaus, wenn er ihn von weitem sieht, oder schlägt den eiligen Gang eines nächtlichen Heimkehrers an, der nach Trockenheit und Beißwärme verlangt. Denn er ist, amtlich gesehen, obdachlos und ohne zureichende Existenzmittel, dazu Ausländer, ohne Paß und hat heimlich die Grenze überschritten. Und wer weiß: vielleicht ist es immer derselbe Polzist, an dem man nun schon ein paar Mal in dieser Morgenstunde vorbeigegangen ist; er hätte genügend Grund, einen Verdacht in sich aufsteigen zu lassen, wenn man ihm immerzu über den Weg läuft. Kurzum, bis zum Vormittag, bis zum Moment, da er sich bei der Polizei gemeldet und um Asyl gebeten hat, ist er für die Behörde nichts als eine Anhäufung von Verböten gegen die Vorschriften und muß sich, denkt er, hüten.

Er hat längst alle Orientierung verloren. Er gerät an eine andere Brüde; diesmal ist's eine breite, moderne, geräumige. Er beschließt, über den Fluß zurückzugehen; sicher hat auf der anderen Seite nicht der gleiche Schutzmann Dienst. Der Regen läßt nach; er ist mitten auf dem Fluß, als er ganz aufhört. Er spannt den Schirm ab; die Luft ist herrlich frisch und ermutigend. Die Brüde ist endlos; schließlich sieht man aber doch Land. Wie er es erreicht, sieht er, es war nur ein kleiner Scherz: eine baumbestandene Insel liegt da mitten im Fluß; er hat noch einmal so lang zu gehen, bis die Brüde aufhört.

Es ist drei Uhr. Der Regenschirm, seit dem Moment, da er nicht mehr nötig ist, tief verachtet, baumelt ihm am Arm und schlägt ihm an die Wade. Es geht wieder durch Gassen; Straßen werden gekreuzt. In den Häusern brennen noch weniger Lichter als vorher. An einer Ecke verkauft einer heiße Würstchen mit Senf. Der Lockung des Speisestimmers kann man widerstehen, den Würstchen nicht. Er kauft sich Würstchen per Zeichenprache und wird glänzend verstanden.

Das Leben sieht jetzt (warme Würste im Magen!) wieder rosig aus. Er hat dem Leib einen Gefallen erwiesen, und die Seele profitiert davon. Ein Schmarogerleben, das diese Seele so führt, wenn man's recht bedenkt. Man spaziert mit neuer Energie weiter und kommt wieder zu der Brüde von vorher — die man freilich erst erkennt, als man die Insel wieder vor sich auftauchen sieht.

Er kehrt um, schlägt andere Richtungen ein. Die Straßen werden heller und breiter; es ist Schluß mit den winzigen Gassen. Mädchen stehen verfrorren und müde herum und sprechen ihn an. Er versteht nicht, was sie sagen, aber was sie meinen. Es ist überall dasselbe. Nächste in Toulouse fallen ihm ein, die warmen Sommer-nächte; er liegt im Bett, der Himmel ist wüßlich

über den Dächern, der Schein kommt von der Place Wilson, dem Zentrum der Stadt, und von unten herauf klingt das Krapptrapp der patrouillierenden Mädchen. Es hat etwas tief Deprimierendes, Entmutigendes und Entmutigendes.

Mit einem Mal gerät er in eine Straße voller Wagen. Beladen mit Gemüßen, Kartoffeln und anderem ziehen sie in langer Reihe in gleicher Richtung und biegen an der Ecke ein. Der Aufmarsch für den Markt; der Tag kann nicht mehr fern sein. Es ist tatsächlich schon vier Uhr. In einer Straße, die auf der einen Seite an einen Park grenzt, ziehen sie auf und proben ab, nach dem Reglement, wenn auch in zivilen Tempo. Der Wagenzug trottel daher, eine lange Reihe; einer auch dem anderen biegen die Wagen, wie sie ankommen, in die Frontlinie ein, laden ab; wenn der Tag kommt, sind sie bereit, auf die Attade des Publikums gefaßt. Sie bieten dem Feind wohlgerüstet ihre Stirn. Bereit-sein ist alles.

Der Mann defiliert die Front entlang, läßt die Batterien dahinten und verliert sich von neuem in Straßen. Es sieht schon aus, als wolle sich das Dunkel in diffuses, noch ungreifbares Grau auflösen. Er hat allmählich jenen unangenehmen, abgestandenen Geschmack im Mund, der die Folge durchwachter Nacht ist; die Augen sind etwas müde, das Licht reizt sie; das Ohr ärgert sich über jeden unerwarteten Ton; kurzum, seine Umgebung ist nicht mehr harmonisch, alles ist isoliert und zusammenhanglos; die Häuser, die vorbeigehenden Menschen (ihre Schritte klingen widerlich hart auf dem Trottoir), sein eigener Schritt — alles stört ihn.

Aus einem Torbogen kommt ein kleiner Mann auf ihn zu. Er ist unraffiert und redet mit stürmischen Gebärden auf ihn ein. Er erzählt laut und lange eine Geschichte. Er trägt sie pathetisch vor. Endlich gelingt es, ihn zu unterbrechen und ihm mitzuteilen, daß man leider nicht höflich könne, — noch nicht. Und siehe, es geschieht ein Wunder: der kleine Unraffierte ist von einer geheimen, anonymen aber lobenswerten Macht ausetoren, eine Presse in die

Mauer zu schlagen, die einen von dieser Stadt trennt, einem den Funken Zuberficht ins Herz zu träufeln, nach dem man lechzt, der Zuberficht, man werde irgendwann einmal den Punkt finden, an dem man mit dem neuen Milieu zusammenwachsen kann. Der kleine Mann gerät in Ekstase und spricht deutsch. Was sagt er? Er sagt: „Sie sind Deutscher? Ach, mein goldiges Kind, umso besser!“ Er umarmt den Fremden und sprudelt: „Höre, mein Liebster, mein Herzschatz, die meinen da, da drüben beim Banek, ich sie betrunken und wüßt nicht mehr, was ich red, und dabei hab ich doch nur ein einziges Glas betrunken, so ein kleines nur.“ So spricht der kleine, unraffierte Mann, und noch vieles mehr sagt er. Zum Schluß stellt sich heraus, was man schon bei seiner ersten, unverständlichen Ansprache geahnt hatte, daß er gern n o ch so ein kleines Glas trinken möchte. Er rebandiert sich mit Segenssprüchen; sie schwappen wie Brandungswellen bis zur nächsten Straßenecke hinter dem Fremden her.

Nicht nur die Sinne, auch die Beine haben allmählich genug. Es ist Zeit, irgendwo vor Anker zu gehen. Die Dämmerung beginnt, die erste Nacht in Prag ist überstanden. Die Bahnhofscasés müssen jetzt doch schon offen sein. Der Mann hat keine Angst mehr vor Schutzleuten; die Nacht ist vorüber, er findet, nun sei man legitimiert, sich auf der Straße aufzuhalten und sucht nach einem Helm.

Der Schutzmann, den er findet, ist ohne Helm zwei Meter hoch und erklärt auf die schüch-terne Frage, ob er etwas Deutsch könne, kate-gorisch: „Ne!“ Der Neuling stottert mühsam, mit falscher Aussprache und falscher Betonung zusammen: „Wilsonovo nádraží“, und der Wächter spricht mit sonnigem Lächeln: „Schau's, da gehns gradaus und dann die erste Straßn links.“

Der Mann dankt. Erlöst, dankbar, von diesem zweiten Wunder gerabede befeligt, geht der Mann gradaus und dann links zum Wilson-bahnhof, mit seinem Regenschirm, wenigen Kronen und ohne die Geschichte mit dem Stradschin.

Thomas Paine

Ein Vorkämpfer des Sozialismus und der Demokratie

P. R. Ein seltsamer Zufall will es, daß gerade heute, da die friedliebenden Demokratien Europas mehr denn je die beste Abwehr gegen die faschistische Kriegsgefahr in einer engen Zusammenarbeit der drei Großmächte England, Frankreich und USA erbilden, diese drei Länder unabhängig voneinander den zweihundertsten Geburtstag des Mannes feiern, den sie als den Vorkämpfer der sozialen Freiheit, der Demokratie und der Menschenrechte betrachten. Dieser Mann ist Thomas Paine. Amerika sieht in ihm den Helben des Unabhängigkeitskrieges, den Vorkämpfer sozialer Gerechtigkeit, für Frankreich ist Paine der glühende Verteidiger des Dritten Standes, dem man die politische Gleichberechtigung und das allgemeine Stimmrecht verdankt. Und England, Paines Vaterland, wo er am wenigsten praktische Erfolge zu Lebzeiten zu verzeichnen hatte, verzehrt in ihm den Märtyrer der Menschenrechte.

Wie konnte es kommen, daß ein Mann in drei verschiedenen Ländern eine so hervorragende Rolle spielen konnte? Das Leben und Wirken Thomas Paines ist ein Beweis dafür, daß die großen Probleme und die großen Ideale nicht an den Grenzen der Nationen Halt machen, und gerade in der heutigen Zeit, da wir in Spanien

den Kampf zwischen Demokratie und Diktatur, zwischen Sozialismus und Kapitalismus von den Angehörigen der verschiedenen Nationen ausgetragen sehen, hat das Wirken Paines ein besonders aktuelles Interesse. Dabei war Thomas Paine kein Theoretiker, der die einzelnen Länder seines Wirkens als Objekte für seine Theorien betrachtete, sondern er wurde jedesmal in jedem einzelnen dieser Länder durch die Beobachtung der besserungsbedürftigen Zustände in seinem Handeln bestimmt.

So ist es auch zu verstehen, daß er zunächst in seiner englischen Heimat kein besonderes Interesse für die sozialen und politischen Probleme des Landes zeigte. Er schlug sich zunächst als Bauer, dann als Kaufmann mehr schlecht als recht durch, war überdies unglücklich verheiratet, und so folgte er gern dem Rat Benjamin Franklins, in Amerika sein Glück zu suchen. Freilich war es nicht das „Glück“ im Sinne einer sorgenlosen bürgerlichen Existenz, das der 37jährige bei seiner Landung in New York im Jahre 1774 fand. Er mußte bald feststellen, daß die sozialen Gegenstände in der Neuen Welt eine größere Schärfe hatten als daheim, und die Ausbeutung der armen Kolonisten, dazu die politische Diktatur des englischen Gouverneurs empörten seinen gesunden Menschenverstand. Und Thomas Paine, der niemals die Feder geführt hatte, schildert diese Zustände in einem Buch, das ihm sein gesunder Menschenverstand diktiert hatte und das daher auch den

Titel „Common Sense“ bekam. Es war eine Kampfschrift in einer einfachen Alltagssprache, die jeder Kolonist verstand, und so war der Erfolg größer als der einer gelehrten Abhandlung: am 10. Jänner 1776 verließ das Buch die Druckerei, und dieser Tag gilt seither als der Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes.

„Thomas Paine hat das erste Buch des amerikanischen Volkes geschrieben, das Buch, das eine Revolution verursachte“, sagt einmal George Washington von ihm.

Aber damit ist Paines Mission nicht erschöpft. Er nimmt aktiv am Kampf teil, den er durch sein Buch zum Ausbruch gebracht hat, und als das Kriegsglück zunächst auf Seiten des englischen Militärs gegen die ungeübten und schlecht bewaffneten Kolonisten ist, schreibt er ein neues Buch, das den trockenen Titel „Die Krise“ trägt, aber von einem Feuer erfüllt ist, das den letzten Mitkämpfer der Revolutionäre erfasst. Dies Buch wirkt Wunder: die Kolonisten erringen einen Sieg nach dem andern über das Militär!

Von der weiteren Tätigkeit Paines in der Neuen Welt ist wenig zu sagen: er bekommt hohe Auszeichnungen, verschiedene Staatsämter und sogar ein Landgut, aber er ist enttäuscht, daß der junge unabhängige Staat sich zunächst seiner nationalen Festigung zuwendet, anstatt an die brennenden Probleme einer neuen sozialen Ordnung heranzugehen, für die Paine sich einsetzt. So gibt er seine Ehrenämter und seinen Besitz auf, um in England für die Durchführung seiner Ideale zu kämpfen.

In England ist nun der Augenblick für eine solche Tätigkeit denkbar ungünstig. Wir sind im Jahre 1790, und der große Staatsmann Pitt muß seine ganze Autorität aufbieten, um das Feuer der französischen Revolution, das auf England übergreifen droht, fernzuhalten. Gerade hat Burke sein reaktionäres Buch „Gedanken über die französische Revolution“ veröffentlicht, und Thomas Paine antwortet ihm mit seinem Buch „Die Menschenrechte“, in dem er die Gedanken der Revolution verteidigt. Das Buch wird von der Regierung verboten, und erst als Pitt stirbt, findet man in seinen Briefen folgendes Bekenntnis: „Paine hat mit seinem Buch vollkommen recht, aber wenn ich es nicht hätte verbieten lassen, würde England in einer blutigen Revolution untergehen.“

Dies posthume Bekenntnis hilft Paine freilich wenig, denn zunächst wird er als „berühmter amerikanischer Revolutionär“ verfolgt; eine Verhaftung gegen den König ist der Vorwand, ihm einen Prozeß zu machen, und Paine entgeht seiner Verurteilung nur durch die Flucht nach Frankreich.

Hier wird er mit Jubel begrüßt, denn der Ruhm seiner revolutionären Tätigkeit in Amerika, sein Eintreten für die französische Idee der Menschenrechte in England sind schon bis Paris gedrungen. Das Departement Calais entsendet ihn als Abgeordneten in den Convent, die revolutionäre Versammlung — ein schönes Beispiel für die internationale Solidarität jener Zeit. Nun ist Thomas Paine, der kein Wort Französisch versteht, aber wegen seiner revolutionären Vergangenheit in Paris großes Ansehen genießt, Mitglied jener Versammlung, die dem französischen Volk die soziale Gerechtigkeit und die politische Freiheit bringen soll.

Die Diktatur Robespierres macht seiner Tätigkeit ein Ende, Paine kommt ins Gefängnis, wie die meisten früheren Freunde des Diktators, und nur durch Zufall entgeht er der Guillotine. In seiner Zelle schreibt er ein großes Werk: „Das Zeitalter der Vernunft“, in dem er nochmals den Versuch macht, seinen englischen Landsleuten die Menschenrechte zu

Georg Mannheimer:

Die Ballade vom Zeitungspapier

Es kommt vor, daß der Wind ein Papier verweht,

oder daß einer, der just vorübergeht und sein Butterbrot mit sich trägt, das Stück Papier in den Graben setzt, wenn es seine Pflicht getan.

Was liegt denn daran an einem zerschnittenen Zeitungspapier, meint er und meint Ihr.

Aber die Tanne, darunter es liegt, und der gelbe Falter, der drüber fliegt, und der Käfer mit dem Hirschgeweih, und der Enzian in der blauen Reih' Und die Hummel — und was sonst noch im Hain: die scheinen ganz anderer Ansicht zu sein.

Es ist nur ein Stückchen Zeitungspapier, ein Stück Verwesung, ein armer Prolet. Ober ist es mehr? Ahnt Baum und Tier, daß hier ein Leben zugrunde geht? Der Käfer, der Falter, der Enzian, sie halten alle den Atem an.

Und mitten durchs große Schweigen spricht das Zeitungspapier: „Ich bin freilich zerschnitten,

von Ansehen uralt, grau und verwitert, so etwas wie ein Totengesicht. Und die schwarzen Rinzeln geh'n kreuz und quer.

Aber einmal — es ist schon lange her — da war ich **W r e l d** in eurem Schoß, da wuchs ich mit euch und wurde groß, da war ich **B a u m** auf bläuhender Flur, war **e i n s** mit Erde und Kreatur, da war ich **T o n** von euerer Weise, da war ich **L i c h t** von euerem Licht... Dann traf mich die **A g t** — dann gieng auf die Reise,

und dann bekam ich das... Totengesicht.“

Die Tanne neigt sich tief in den Grund, der Falter stößt seine Flügel wund. Sie ahnen es alle, Tier und Baum, es geht ein Sterben durch ihren Raum. Sie ahnen es alle, Baum und Tier: Das Sterben gilt mir und das Sterben gilt dir.

Und mitten durchs große Schweigen spricht das Zeitungspapier: „Ja, ihr fühlt es gut. Ich bin der Tod, bin die schwarze Flut, die leht in eure Gefilde bricht.

Bin die schwarze Flut, der alles verfallt, das trinkt von den Wässern der anderen Welt — der anderen Welt, die da draußen liegt, wo sich nicht der Falter im Winde wiegt, wo die Tanne nicht wächst, wo die Raupen nicht spinnt, —

W o d e r S t e i n beginnt. Ich komme vom Stein, von der anderen Welt, die ein anderer Gott in den Händen hält...“



predigen. Es macht ihm für den Rest seines Lebens die Rückkehr in die Heimat unmöglich.

Der Sturz Robespierres bringt ihm die Freiheit wieder, und Paine nimmt wieder an den Beratungen des Convents teil bis zu dessen Auflösung im Oktober 1795. Auf der Schlußsitzung hält er seine letzte große Rede, in der er für soziale Gerechtigkeit und das allgemeine Stimmrecht eintritt. Aber Frankreich erwartet sein Heil schon von Bonapartes aufsteigendem Stern und hört nicht mehr auf den großen Revolutionär.

Jetzt bleibt Paine nichts übrig, als nach Amerika zurückzugehen. Er muß feststellen, daß man ihn hier inzwischen vergessen hat und von

Da geht ein Schaubern durch Tier und Baum. Ein anderer Gott, ein anderer Raum?

Eine andere Welt? Eine Welt von Ste. Die Tanne zittert, es beb't der Hain, die Gräser kürzen hin auf's Gefäst.

Und mitten durchs große Schweigen spricht das Zeitungspapier: „Ihr ahnt ihn und beb't. Ihr krümmt euch wie vor dem Better der Lurh. Ich aber, ich ging durch sein Feuer hindurch, ich hab' ihn geschaut, gelitten, gelebt den anderen Gott.

Er kennt keine Gnade, er kennt nur Robot. Er kennt kein Leben, er kennt nur Stein, und fargt die Menschen, die Herzen hinein. Er frist die Leiber, die Seimen, das Blut. Er läßt sie fronen in Nacht und Glut.

Aus schwarzen Kaminen, aus glühendem Rauch steigt ihm zum Himmel der Opferranch. Aus der Hochöfen rotem Höllektor steigt zu ihm der Verdammten Chor: „Erbarmen, Gnade. Gib Brot, gib Licht.“

Doch der Gott bleibt taub und erhört sie nicht. Sie sollen frönen in Nacht und Glut. Der Beton ist fest, der Beton hält gut. Er schwingt die Geißel über die Welt, sein Hauch zerleibt sie wie Syren und Spelt.“

Krank hängt die Tanne. Der Hain atmet schwer. Es beb't eine Frage durch Baum und Tier! Es beb't eine Frage: Woher, ach woher?

Woher, ach woher kam dies Wissen dir? Wer hat dir gezeigt des Gottes Gefäst? Und mitten durchs große Schweigen spricht das Zeitungspapier:

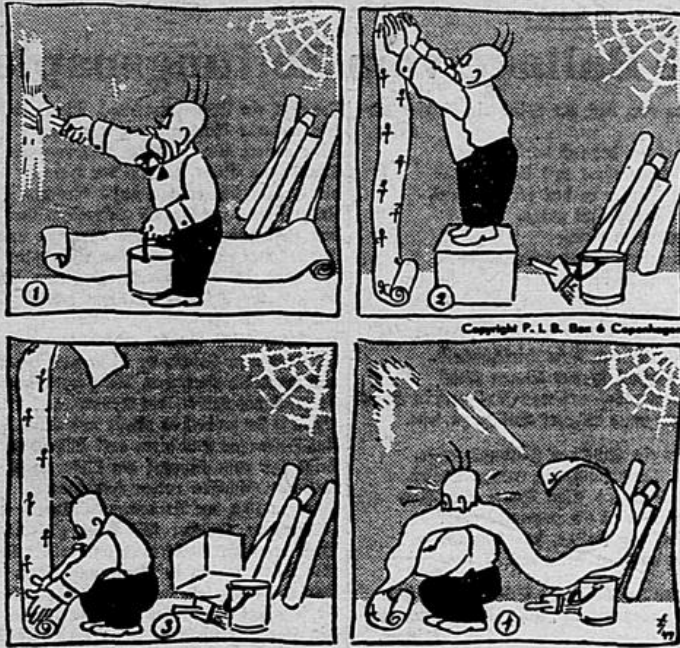
„Die **A g t**, die mich schlug, der Mann, der aus dem Walde mich trug, die **S ä g e**, die in dem Kreise sang, das **W e i ß**, das in der Lauge mich rang, das **B a u d s h u e E n b e**, drüber ich glitt, das Mädchen, das mich in Stücke schnitt, der **K r a h n**, der häuße die Ballen zwargh, der **K a d e r**, der seine Lungen verdarb, der **M o s t e r**, der die Maschine trieb, der hungrige Mensch, der auf mir schrieb, die **G l o c k e**, die durch die Werkstatt rief, die Zeitungsfrau, die durch die Mitternacht lief,

das **S l a f f e** Kind vor der Spelunke Dieb, die **T r ä n e**, die ihm vom Auge fiel, die **T r ä n e**, die ewig niederbricht, die **T r ä n e**: — das ist des Gottes Gefäst. O Hain, o Erde, seid auf der Hut. Der Gott frist die ungeborene Brut, er frist Kontinente, die ganze Welt, er heißt: **D a s G e l d**.“

Sie hören das fremde, das schreckliche Wort. Da birkt die Erde, der Hain verborrt. Ins Mark getroffen fürzt Baum und Tier.

Das ist die Ballade vom Zeitungspapier.

seinen Idealen nichts mehr wissen will. Seine letzten Jahre vergehen in bitteren Enttäuschungen. Als er im Jahre 1809 stirbt, sind es nicht die Vereinigten Staaten oder Frankreich, die dem Manne, der so Großes für die beiden Länder geleistet hat, die letzten Ehren erweisen wollen, sondern seine Heimat England, wo er zu Lebzeiten am wenigsten anerkannt war. Jetzt wird er als der „Märtyrer der Menschenrechte“ betrauert, und seine Leiche wird feierlich nach England überführt. Diese Fahrt in die Heimat war die letzte Reise dieses im wahrsten Sinne des Wortes internationalen Revolutionärs, der bewiesen hat, daß die großen Ideale kein Vaterland haben, sondern der ganzen Welt angehören.



Adamson tapezert selbst

Der Peking-Mensch

Der „Reanderthaler“ galt als das älteste bisher bekannte Skelett eines menschlichen Wesens; er hatte seinen Namen von dem Ort erhalten, an dem er gefunden worden war. Sein „Kollege“ war der Trinit-Mensch, der im Jahr 1891 auf Java ausgegraben wurde. Jetzt kommt aus China die Kunde, daß dort zwei Schädel gefunden worden seien, die noch erheblich älter wären als der Reanderthaler und der Trinit-Mann, ja, sie hätten wohl den menschlichen Urvohnern angehört, und die beiden genannten Arten seien nur als Zwischenglieder zwischen dem China-Menschen und der heute lebenden Gattung des homo sapiens zu betrachten. Diese Auffassung vertritt Doktor Franz Weidenreich, gegenwärtiger Direktor des Genogic-Laboratoriums am Nationalen Geologischen Forschungsinstitut von China. Unter Weidenreichs Leitung sind die beiden Schädel ausgegraben worden und er hat den neu entdeckten Spezies auch den Namen gegeben: Peking-Mensch, denn sie wurden in der Nähe Pekings gefunden. Das eine ist der Schädel einer Frau, deren Lebensalter auf 50 Jahre geschätzt wird, und der eines etwa 40jährigen Mannes. Weidenreich lehnt es ab, einstweilen etwas über die Zeit auszusagen, in der diese Menschen gelebt haben könnten. Er konstatiert nur, daß die Funde von ungewöhnlicher Wichtigkeit seien und daß der Wissenschaft ganz neue Fingerzeige gegeben werden könnten. Fragant sei die Ähnlichkeit der Backennochen mit denen der mongolischen, eszimotischen und indianischen Rasse. Man habe, sagt Weidenreich weiter, schon früher einzelne Schädelteile des Peking-Menschen gefunden, aber sie seien so zerstückelt gewesen, daß man nichts mit ihnen anfangen konnte. Wertwürdig sei, daß man, damals ebensowenig wie heute, etwas anderes als Schädel oder Teile von ihnen gefunden habe. Lächer von gleicher Größe am Hinterkopf der beiden neugefundenen Schädel verstärken Weidenreich in der Ansicht, daß die Peking-Menschen Kannibalen gewesen seien, die

ihre Gegner aufgefressen und auch das Gehirn nicht verschmäht hätten. Nur die Schädel seien dann vergraben worden. Weidenreich betont: freilich auch, daß dies alles nur Hypothesen seien; und daß erst die wissenschaftlichen Untersuchungen Genaueres ergeben könnten. Man kann auf ihr Resultat gespannt sein.

Märchen, Fassung 1937

Es war einmal ein überfüllter Straßenbahnwagen, in dem sprangen alle Männer auf und boten ihren Platz an, sobald eine alte Frau hereintam . . .

Es war einmal ein junges Mädchen, das sagte: „Wie, Dauertellen sind modern? Ich bleibe glatthaarig — was kümmert mich die Mode . . .“

Es war einmal der Besitzer eines Radioapparates, der stellte eine so geringe Lautstärke ein, daß nicht das ganze Haus zum Mitthören gezwungen war . . .

Es war einmal eine Dame, die führte ihr Bündchen sofort vom Gehsteig herunter, wenn es ein Bedürfnis verspürte . . .

Es war einmal ein Arzt, der schrieb seine Rezepte leserlich . . .

Es war einmal ein Berleger, der zahlte seinen Autoren Vorkauf . . .

Es war einmal ein Taschenfeuerzeug, das brannte gleich beim ersten Versuch . . .

Es war einmal ein Rüstungsindustrieller, der war gegen die Aufrüstung . . .

Es war einmal ein Nichteinigungs-komitee, das sorgte dafür, daß keiner sich einmische . . .

Es war einmal ein deutscher Luftfahrtminister, den sah man eines Tages in Zivil . . .

Es war einmal Friede auf Erden . . .

Es war einmal ein Völkerverbund . . .

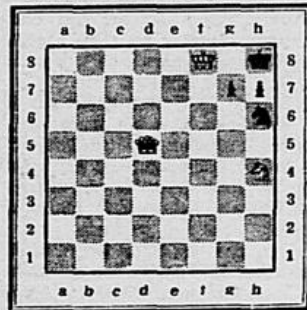
Fritz Hoff.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 323. Von Christoph W i e h e.

Schwarz: Kh8, Sh6, Bg7, h7. (4)



Weiß: Kf8, Dd5, Sh4. (3)

Matt in 3 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden

Lösungen und Autoren zu den Mottoaufgaben:

- Nr. 301 von Josef H y n a, Hostomitz: Dd8-c6!
- Nr. 302 von Bruno G r u n d, Tetschen: Tg5-g6!
- Nr. 303 von Josef S c h ö p k a, Komotau: Td4-f4!
- Nr. 306 von Franz T e p p e r, Karlsbad: Td4-c4!
- Nr. 307 von Franz T e p p e r, Karlsbad: Lc7-b8!
- Nr. 308 von Josef S c h ö p k a, Komotau: Sf4-d5!
- Nr. 315 von Josef H y n a, Hostomitz: Se6-f6!

Die Bewertungen erscheinen nach Abschluß des Turnieres. Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Sturm Heinrich, Brünn (301-8); Schäffel Anton, Schöbritz (301-15); Brotschneider Otto, Drakowa (301-8); Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen (301-15); Hahl Erwin, Schindler Robert, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Tyle Vladimir, Chimiak Theo, Freundl Anton, sämtliche Nesterstitz (301-15); Walter Ludwig und König Anton, Kwitkau (301-15); Nitsch Rosa, Trupschitz (301-15); Klotz Rudolf, Strache Karl, Pfeiffer Ernst, Strache Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen (301-6); Hyna Josef, Hostomitz (302 u. 3); Tepper Franz, Karlsbad (301-3, 308 u. 315); Dreßler Rolf, Vlasim (301-8); Trlitsch Gustav, Wisterschan (301-315).

Am Sonntag, den 31. Januar, findet in Kleische die diesjährige Schachkonferenz statt. Beginn 9 Uhr früh. Jede Sektion entsendet mindestens zwei Vertreter. Für die Kreisschachsparte ist Gen. Scharoch anwesend.

Auch der Bodenbacher Schachbezirk hält am 31. Jänner seine Tagung ab.

Aus der Internationale

Laut Beschluß der ordentlichen Präsidialsitzung der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale vom 29. Dezember 1936 schreibt die Schachsparte der SASI zu Ehren der III. Arbeiter-Olympiade in Antwerpen ein

Internationales Problemturnier

unter nachstehenden Bedingungen aus: Das Turnier umfaßt:

1. Zweizügler für beide Gruppen
2. Dreizügler direkte Matte.

Teilnehmer beachten folgendes:

- a) Die Verfasser können sich in jeder Abteilung mit zwei (2) Aufgaben beteiligen.
- b) Einsendungen mit der Bemerkung „Internationales Problemturnier 1937“ sind zu richten an Tom. Sika, Praha XIV.-Nusle, ul. I. listopadu 780.
- c) Die Begutachtung beginnt im Mai 1937 und sparte der SASI werden noch bekanntgegeben.
- d) Endtermin für Einsendungen ist der 15. April 1937.
- e) Die Begutachtung beginnt im Mai 1937 und wird auf der Olympiade in Antwerpen verlautbart.
- f) Motto beifügen.
- g) Die Verfasser sowie deren Aufgaben werden durch den Internationalen Pressedienst veröffentlicht.
- h) Preise sind Wertungsblätter, welche ausgezeichneten Verfassern zugesandt werden.
- i) In jeder Abteilung bestehen 5 Preise.
- j) Beteiligte können sich nur jene Verfasser, welche der SASI angehören.

Die Turnierleitung.